

DOSSIER

BEHINDERUNG NEU DENKEN

Die Disability
Studies in Köln
zeigen, dass das
Thema viele
Dimensionen
hat



Studieren mit Behinderung oder Studien über das Thema Behinderung. An der Uni Köln gibt es beides. Professorin Dr. Anne Waldschmidt forscht und lehrt seit 2002 an der Universität zu Köln, seit 2004 leitet sie die Internationale Forschungsstelle Disability Studies (iDiS). Seit 2009 dreht sich die Arbeit am Lehrstuhl der Soziologin explizit um die Disability Studies, die Studien zu Behinderung. Damit war Waldschmidt bis vor kurzem die einzige Universitätsprofessorin des Fachs im deutschsprachigen Raum, anders als in den Vereinigten Staaten oder in Großbritannien, wo das Fach seit langem in vielen Hochschulen fest verankert ist.

Behinderung neu denken, darum geht es den Disability Studies als interdisziplinäres Forschungsfeld. Das schließt Kritik an bislang vorherrschenden Ansätzen nicht aus. Bisherige Studien konzentrieren sich zu sehr auf eine Problemlösung und können die Komplexität des Themas nicht hinreichend erfassen. „Behinderung ist keine Ausnahme, die es zu kurieren gilt, sondern sie gehört zum Leben dazu“, betont Waldschmidt. Die moderne Leistungsgesellschaft berücksichtigt das nicht genügend.

Die Disability Studies verstehen sich als kritischen Kontrapunkt zum medizinisch, psychologisch und pädagogisch orientierten Rehabilitationsparadigma. „Dieses Paradigma setzt Behinderung mit einer Schädigung oder funktionalen Beeinträchtigung gleich und deutet sie als schicksalhaftes, persönliches Leid“, so Waldschmidt. „Die Disability Studies begreifen Behinderung als soziale, historische und kulturelle Konstruktion.“

INTERDISZIPLINÄRER ANSATZ, GUT AUFGESTELLT

Das Fach, das in den achtziger Jahren, ausgehend von den Sozialwissenschaften in den USA und Großbritannien, immer mehr Bedeutung gewann, ist heutzutage breit gefächert: Neben Soziologie und Politikwissenschaft beschäftigen sich vor allem geisteswissenschaftliche Fächer wie Geschichte, Literatur- oder Kulturwissenschaften mit den verschiedenen Dimensionen des Themas. Auch die Forschung an Waldschmidts Lehrstuhl spiegelt diese Vielfalt wider: Es geht um Themen wie Inklusion, Partizipation, Gender, Körper, Zeitgeschichte, Soziologie oder Behindertenpolitik. „Wir verfolgen konsequent eine interdisziplinäre Perspektive“, so Waldschmidt. Kooperationen prägen den Arbeitsbereich über die Fakultäts-grenzen hinweg.

INTERNATIONALER VERGLEICH

So auch beim EU-Forschungsverbund DISCIT – Making Persons with Disabilities Full Citizens. Das Forschungskonsortium, an dem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus mehreren europäischen Ländern beteiligt waren, untersuchte, wie Menschen mit Behinderungen in der Europäischen Union und den assoziierten Ländern die volle und effektive gesellschaftliche und ökonomische Teilhabe erreichen können. Die Kölner Arbeitsgruppe beschäftigte sich mit der politischen Partizipation behinderter Menschen. Zwei Sammelbände, an denen Waldschmidt als Autorin und Herausgeberin beteiligt ist, werden gerade vorbereitet.

THEORIE UND EMPIRIE IM BLICK

Anne Waldschmidt plädiert für eine stärkere theoretische Ausrichtung des Faches: „Wir bemühen uns, mehr Grundlagenforschung zu betreiben, weil das in Deutschland bisher zu kurz gekommen ist. Theoretisch begründete Empirie und empirisch begründete Theoriebildung ist unser Ziel.“ Langfristig geht es auch um gesellschaftliche Veränderungen: „Wenn ich zurückblicke, dann haben die Disability Studies im anglo-amerikanischen Raum seit Anfang der achtziger Jahre Erhebliches bewirkt.“ So habe das Fach wichtige Impulse zur Entstehung der Behindertenrechtskonvention der UN geliefert.

STUDIEN ÜBER DAS THEMA BEHINDERUNG

Waldschmidt betreut auch Promovierende, wie zum Beispiel Natalie Geese, die eine Dissertation über Hilfsmittel blinder Menschen in sozialen Interaktionen verfasst. Waldschmidt betreut zurzeit aber auch Doktorarbeiten zu Themen wie Inklusion, Biografieforschung oder Diskriminierungserfahrungen – durch den interdisziplinären Ansatz sind die Möglichkeiten vielfältig. Was sollten Studierende mitbringen, wenn sie Disability Studies studieren wollen? Anne Waldschmidt zögert mit der Antwort auf diese Frage: Nötig sei keine besondere Qualifikation, die Disability Studies seien offen für alle Menschen. Barrierefreiheit ist nicht nur ein Schlagwort, sondern wird gelebt.

* ROBERT HAHN

PROMOVIEREN MIT BEHINDERUNG

Ein Projekt an der Uni Köln fördert schwerbehinderte Nachwuchswissenschaftler

Die Teilhabe und Integration von Menschen mit Behinderung steht spätestens seit der Verabschiedung der UN Behindertenrechtskonvention auf der Tagesordnung. Dabei reicht es nicht aus, barrierefreie Gebäude zu bauen. Auch in der Gesellschaft muss sich einiges ändern, um echte Chancengleichheit herzustellen. Um an der Hochschule Perspektiven für Menschen mit Schwerbehinderung zu schaffen, setzt ein Projekt an der Uni Köln auf die Förderung der frühen wissenschaftlichen Karriere.

Forschung über Menschen mit Behinderung gibt es bereits reichlich. Doch wenn es um die gleichberechtigte Teilhabe an der wissenschaftlichen Arbeit geht, gibt es an vielen Hochschulen noch Hindernisse und Berührungspunkte. Ein deutschlandweites Projekt hat nun für 45 Nachwuchswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen mit Schwerbehinderung Promotionsstellen geschaffen.

„PROMI – Promotion inklusive“ ist ein Projekt, an dem 21 Partneruniversitäten in ganz Deutschland beteiligt sind. Die Koordination liegt bei der Uni Köln. Alle Stellen sind zunächst auf drei Jahre befristet und sozialversicherungspflichtig, was bedeutet, dass die Inhaber einen Rechtsanspruch auf berufliche Reha-Leistungen haben. Gefördert wird PROMI vom Bundesministerium

für Arbeit und Soziales mit dem übergeordneten Ziel, schwerbehinderten Menschen den Zugang zum Arbeitsmarkt zu erleichtern.

STARTSCHWIERIGKEITEN

Die Projektteilnehmer arbeiten in den unterschiedlichsten Disziplinen, von der Kunstgeschichte über die Sozialwissenschaften bis zur Chemie. Dabei haben sie auch ganz unterschiedliche Behinderungen. „Im Einzelnen wissen wir das gar nicht“, sagt Jana Bauer, die inhaltliche Leiterin des Projekts. „Eine Schwerbehinderung muss ja nicht sichtbar sein und kann zum Beispiel auch aufgrund einer chronischen körperlichen oder psychischen Erkrankung anerkannt werden.“

Sehr genau kennt sich die Psychologin jedoch mit den Herausforderungen aus, mit denen manche Stelleninhaber konfrontiert sind. Da fehlt der Schreibtisch, der an die besonderen Bedürfnisse der Promovierenden angepasst ist, oder es ist unklar, welcher Leistungsträger für welche Reha-Maßnahmen zuständig ist. Besonders in der Anfangsphase sind die Promovierenden dadurch oft mit bürokratischen Hindernissen beschäftigt, um auch die Assistenzen und Hilfsmittel zu bekommen, die ihnen rechtlich zustehen. Das verzögert natürlich

die Arbeit am Promotionsprojekt. Aber Jana Bauer ist zuversichtlich: „Die meisten schaffen trotzdem erstaunlich viel, denn sie sind es gewohnt, effizient mit ihrer Zeit zu haushalten.“

ARBEITEN IM EXISTIERENDEN SYSTEM

Susanne Groth ist wissenschaftliche Mitarbeiterin bei PROMI. Gleichzeitig arbeitet sie in dem Projekt AKTIF an der Humanwissenschaftlichen Fakultät. Dieses Netzwerk aus Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen mit und ohne Behinderung arbeitet zu Fragen der Teilhabe- und Inklusionsforschung. Es sei wichtig, dass nicht nur über Menschen mit Behinderung geforscht wird. Sie müssen auch selbst Forschung betreiben können. AKTIF schafft hier Anchlüsse, zum Beispiel durch die Akquise eigener Drittmitelstellen oder für die Zeit nach der Promotion. „Schließlich muss es ja auch Nachhaltigkeit geben“, so Groth.

Wissenschaftliche Qualität steht dabei an erster Stelle. Es würde keinen Sinn machen Menschen zu fördern, die in der Wissenschaft keine Perspektive hätten. Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer wurden streng nach dem Leistungsprinzip ausgewählt. „Das ganze Thema wird oft defizitorientiert dargestellt“, meint Groth, „aber



wir sind kein Benefizverein“. Viele Stelleninhaber waren in anderen Bewerbungsverfahren vielleicht aufgrund von Lücken im Lebenslauf, die mit ihrer Behinderung zu tun haben, nicht die ersten, sondern die zweiten Kandidaten. Oft haben Arbeitgeber

PROMI – PROMOTION INKLUSIVE

- 45 Promotionsstellen an 21 deutschen Hochschulen
- Laufzeit: 2013–2021
- Koordination: Professorin Dr. Mathilde Niehaus, Lehrstuhl für Arbeit und berufliche Rehabilitation und Professor Dr. Thomas Kaul, Lehrstuhl für Pädagogik und Rehabilitation hörgeschädigter Menschen
- Inhaltliche Leitung: Diplom-Psychologin Jana Bauer
- PROMI-Projekt@uni-koeln.de
- promi.uni-koeln.de

auch Berührungängste und befürchten beispielsweise, dass der Mitarbeiter aufgrund seiner Behinderung oder Erkrankung öfter ausfallen wird. Doch Groth ist überzeugt: „Da ist ein Potenzial, das wir noch viel stärker abrufen könnten.“

Nicht alle Menschen mit Behinderung befürworten diese Orientierung am Leistungsprinzip. „Manche sehen es kritisch, dass wir das Leistungsprinzip nicht hinterfragen. Sie sagen, das ist keine Inklusion. Für Inklusion muss sich das System ändern“, sagt Jana Bauer. Es ist ein Dilemma, vor dem schon viele emanzipatorische Bewegungen standen: Soll man den Zugang zum bestehenden System erleichtern oder muss das System selbst sich grundlegend ändern? Eine einfache Antwort auf diese Frage gibt es nicht.

WIE GEHT ES WEITER?

Die Inklusion und Teilhabe von Studierenden mit Behinderung ist an vielen deutschen Universitäten bereits heute ein wichtiges Thema. Die Auseinandersetzung mit Mitarbeitern oder Promovierenden mit Behinderung beginnt jedoch gerade erst. Auch durch die UN Behindertenrechtskonvention wächst der Druck, Menschen mit Behinderung die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben – und damit auch den Zugang zur Hochschule – zu erleichtern. „Für viele Hochschulen ist

unser Projekt eine günstige Gelegenheit, in das Thema einzusteigen. Auch, weil Mittel vom Bundesministerium kommen“, meint Bauer. Kooperationspartner sind zudem der Arbeitgeberservice Schwerbehinderte Akademiker der Bundesagentur für Arbeit und das UnternehmensForum, das sich für mehr Inklusion behinderter Menschen in der Wirtschaft einsetzt.

Wie es jedoch nach Ablauf der Projektlaufzeit weitergehen soll, ist noch unklar. Eine Möglichkeit wäre, dass die Universitäten ein dauerhaftes Förderprogramm mit ein bis zwei Stipendien für diese Zielgruppe auflegen. Oder es könnten sich Förderer aus der regionalen Wirtschaft finden. „Unser Wunsch wäre eine dauerhafte Förderlinie von Bund und Ländern ähnlich dem Professorinnenprogramm. Wir arbeiten gerade an konkreten Empfehlungen, denn durch das Projekt haben wir einen wertvollen Erfahrungsschatz aufbauen können“, so Bauer. Ein Erfolg des Projekts wäre jedoch auch, ein Umdenken an den einzelnen Instituten und Seminaren anzustoßen. Denn am Ende muss Integration auf allen Ebenen gelingen.

* EVA SCHISLER

MEHR ALS EIN HILFSMITTEL

Die Kölner Doktorandin Natalie Geese erforscht, wie sich verschiedene Mobilitätsassistenzen für Blinde auf die Kommunikation mit Dritten auswirken.

Natalie Geese steigt zusammen mit ihrem Hund in den Stadtbus und fragt die Fahrerin: „Welche Linie ist das?“ – „Steht doch draußen dran“, antwortet die erstaunt. Geese kennt solche Missverständnisse gut. Seit ihrer Geburt ist sie blind. Ihre Hündin Nellie begleitet sie deshalb durch den Alltag. Blindenführhunde geleiten ihre Besitzer unbeschadet von einem Ort zum anderen. Doch mit Buslinien können sie genauso wenig anfangen wie mit Straßenschildern oder Ampelfarben. Ob Blindenstock, tierische oder menschliche Begleiter – jedes Hilfsmittel für Blinde hat nicht nur seine Vor- und Nachteile, sondern sagt auch etwas über die Nutzer aus. Geese hat die Mobilitätsassistenzen deshalb zum Thema ihrer Dissertation gemacht. Die Soziologin will herausfinden, wie sich die Hilfsmittel auf die Beziehung zwischen ihren Nutzern und anwesenden Dritten auswirken und wie die Reaktionen Dritter die Hilfsmittelnutzung beeinflussen. Sie promoviert bei der Kölner Professorin für Disability Studies Anne Waldschmidt. Die Ergebnisse des Forschungsprojekts könnten Einfluss auf das Design technischer Hilfsmittel haben. Außerdem sieht Geese eine Chance, dass die soziale Interaktion mit Sehenden stärker bei der Ausbildung von Führhunden berücksichtigt wird.

ÜBER HUNDE ERGEBEN SICH GANZ ANDERE GESPRÄCHE ALS ÜBER EINEN LANGSTOCK

Mobilitätsassistenten unterscheiden sich in ihrer Anwendung stark voneinander. Der Langstock etwa zeigt nur Hindernisse an, die direkt vor einem sind. Im Gegensatz zum Führhund gibt er aber keinen Hinweis darauf, ob man rechts oder links daran vorbeigehen soll. In komplexen Situationen können vor allem Menschen weiterhelfen. Sie sind in der Lage, Straßenschilder zu lesen, Auto zu fahren und sich eigenständig Wege zu erarbeiten. Unterschiede bestehen aber auch in der Wirkung der Hilfsmittel auf andere Menschen. „Der Langstock ist ein Symbol für Blindheit. Er zeigt, dass eine Person blind ist und sonst nichts“, sagt Geese. „Mit einem Führhund hat man dagegen auch etwas mit anderen Hundehaltern gemeinsam. So kann die Behinderung in den Hintergrund treten. Über Hunde ergeben sich ganz andere Gespräche als über einen Langstock. Ich habe noch niemanden getroffen, mit dem ich mich über meinen Blindenstock unterhalten habe.“

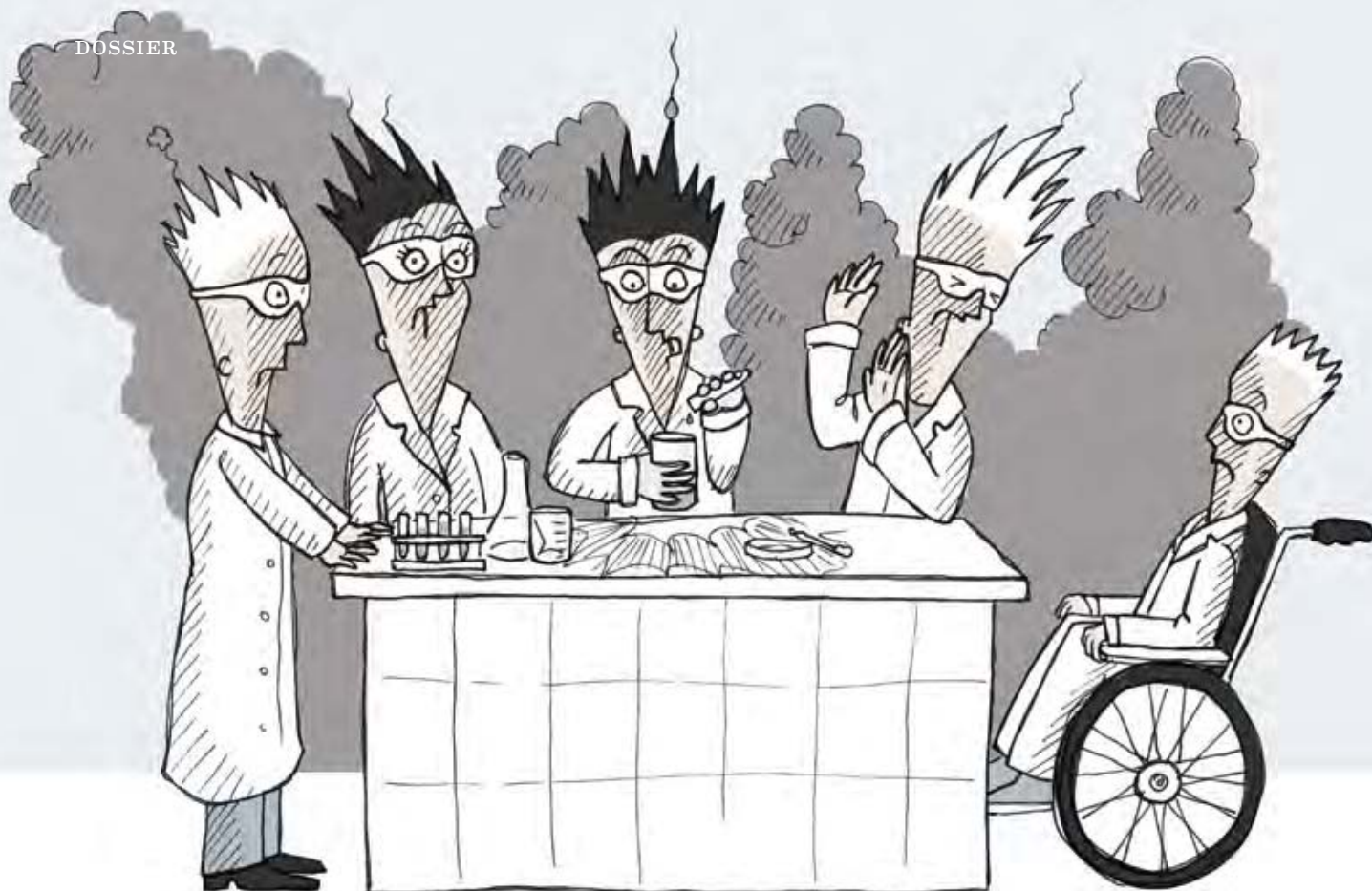
Prinzipiell können alle blinden oder hochgradig sehbehinderten Menschen einen Führhund von der Krankenkasse finanziert bekommen. Zahlen darüber, wie viele Führ-

hunde in Deutschland im Einsatz sind, gibt es nicht. Geese würde auch nicht jedem zu einem Führhund raten, denn hierbei kommt es auf eine gute soziale Bindung zwischen Tier und Mensch an: „Ein Hund ist ein Lebewesen. Man muss schon tierlieb sein. Wenn nur die Assistenz im Mittelpunkt steht, würde ich davon abraten.“ Auch für sie gibt es Situationen, in denen sie die Hilfe von sehenden Begleitern benötigt – gerade wenn sie in einer unbekannteren Umgebung unterwegs ist und ihr Hund den Weg nicht kennt.

DAS SMARTPHONE IST DIE WICHTIGSTE INNOVATION DER LETZTEN JAHRE

Die Spuren von Assistenzen für Blinde reichen bis in die Antike zurück, doch die Quellenlage ist sehr dünn. Am bekanntesten ist ein Wandgemälde aus Herculaneum aus dem ersten Jahrhundert nach Christus. Auf dem Bild, so lautet zumindest eine Interpretation, ist ein Blinder mit einem Führhund zu sehen. Die erste Schule für eine strukturierte Ausbildung von Blindenführhunden wurde vor hundert Jahren in Deutschland gegründet. In den letzten Jahrzehnten haben jedoch vor allem technische Entwicklungen den Alltag von Blinden erleichtert. Die wich-





tigste Innovation seit dem Internet und der Sprachausgabe ist ganz klar das Smartphone. „Gerade weil es nicht nur ein Hilfsmittel für Blinde ist, wird man dadurch nicht direkt als behindert markiert“, so Geese. Trotzdem wundert sich die Soziologin, dass etwa bei Facebook in Gruppen für Blinde fast nur noch über neue Apps diskutiert wird. So praktisch die kleinen Geräte auch sind, sie glaubt nicht daran, dass Smartphones eines Tages Langstock, Führhund und sehende Helfer in allen Situationen ersetzen werden. Für ihr Dissertationsprojekt fokussiert die Doktorandin auf einen ganz konkreten und alltäglichen Vorgang: In einer qualitativen Erhebung will sie herausfinden, wie sich die verschiedenen Hilfsmittel beim Einkaufen auf soziale Interaktionen auswirken. „Einkaufen ist für so gut wie jeden Menschen relevant und hat nichts mit speziellen Interessen zu tun“, sagt Geese und zählt im weiteren Sinne nicht nur das Bezahlen an der Kasse dazu, sondern etwa auch den Weg von der Wohnung zum Geschäft oder das

Warten an einer Bushaltestelle. Neben einer Selbstbeobachtung mit unterschiedlichen Hilfsmitteln führt sie Interviews mit anderen Blinden und greift zudem auf Erfahrungsberichte zurück, wie sie zum Beispiel in Blogs veröffentlicht sind. Da die Forscherin selbst blind ist, nimmt sie sowohl die Nutzung der Hilfsmittel als auch die soziale Interaktion anders wahr als Sehende. „Ich habe mehrere Studien über Führhunde gelesen, in denen sehende Beobachter die Kommunikation zwischen Blinden und ihren Hunden untersuchen. Hier besteht immer die Problematik, dass zu sehr auf das Visuelle geachtet wird und das Hören und Fühlen hintenüberfällt.“

**EIN HILFSMITTEL BRINGT
NICHTS, WENN MAN ES NICHT
NUTZEN DARF**

Die Nutzung von Hilfsmitteln für Blinde ist unter anderem durch das Behindertengleichstellungsgesetz geregelt. Führhunde

etwa dürfen in öffentlichen Gebäuden mitgenommen werden. Trotzdem kommt es immer wieder zu Kontroversen, wenn zum Beispiel in einer Arztpraxis die Hygiene als Argument gegen Führhunde herangezogen wird. „Ein Hilfsmittel bringt nichts, wenn man es nicht nutzen darf“, betont Geese und sieht deshalb auch die Notwendigkeit eines intensiven Dialogs zwischen Sehenden und Blinden: „Nur wenn alle wissen, wie wertvoll die Hilfsmittel sind, erhalten sie die entsprechende Akzeptanz.“ Gesetzliche Regelungen allein sind der Doktorandin deshalb zu wenig. Mit ihrer Dissertation möchte sie dazu beitragen, dass Hilfsmittel für Blinde auch über den Langstock hinaus ein Stück selbstverständlicher in der Gesellschaft werden.

✦ SEBASTIAN GROTE